

Der Nachsatz ist ein zarter Hinweis auf die vielen tschechischen Sportler, die wie die Tenniscracks Jaroslav Drobny und Wladimir Cernik einen Auslandsstart als Sprungbrett zur Emigration benutzten. Andere maßregelte das Sportministerium. Gesperrt, verhaftet oder in die Kohlengruben geschickt wurde das Weltmeister-Eishockeyteam des Jahres 1949 mit Ausnahme eines einzigen Spielers und eines Funktionärs. Seit 1945 haben sich 14 Eishockey-Asse nach Westen abgesetzt, die meisten nach Australien, Kanada und den USA.

Für Zatopek besteht kein materieller Anlaß, „sein Volk zu verraten“, das jeden seiner Wünsche erfüllt. Das Tempo seiner militärischen Karriere kann er durch sportliche Erfolge selbst bestimmen. Als Mitglied des Armee-Sportkollektivs „ATK“ erhält Zatopek unbeschränkten Trainingsurlaub. Das Einkommen des doppelverdienenden Ehepaars hätte auch ohne Ehrenpreise zur gediegenen Einrichtung der mit Vorrang erstellten Wohnung ausgereicht.

Nur zu Hause taut der sonst so verschlossene Sportler auf. Singt, lacht, entwirft einen Bücherschrank und erfindet einen Abwaschtisch zwecks Rationalisierung der Küchenarbeit. Den selbstgebastelten Radioapparat mußte Amateur Zatopek aber wegen „Nichtachtung der volkseigenen Hochleistungsprodukte“ in die Bodenkammer stellen und durch ein tschechoslowakisches Standardgerät ersetzen, die Prämie für einen gewonnenen „Friedenslauf“.

Die Küche mit genau dosierter Diät hat Zatopek erst schätzen gelernt, seit eine Magenerkrankung seine Leistungen hemmte. Seitdem geht er mit militärischer Pünktlichkeit um 21 Uhr schlafen. Am morgendlichen 6-Uhr-Wecken hat sich nichts geändert. Denn das ist auch in den staatlichen sowjetischen Trainingslagern üblich, in denen nie ganz klar war, ob Zatopek von den Sowjets lernte oder die Sowjets vom Studium der Zatopekschen Taktik profitierten.

Eintragen in die Stammrolle des sowjetischen Jungbrunnens auf der Krim sollte sich auch der Mann, der Zatopek vielleicht schon in diesem Jahr schlagen kann: Deutschlands Rekordläufer Herbert Schade. Der war von dieser Chance so begeistert, daß man ihm schon kommunistische Tendenzen zuschrieb. Bis Schade schließlich erklärte, er habe überhaupt keine offizielle Einladung erhalten.

In Helsinki werden der Tscheche Zatopek und der Deutsche Schade an der gleichen Startlinie stehen. Noch weiß niemand, für welche Strecken die „menschliche Lokomotive“ dort angeheizt wird. Vielleicht folgt der Tscheche dem Beispiel früherer Läufersterne, die sich mit zunehmendem Alter auf längere Bahnen konzentrierten. Denn über 5000 Meter kann Zatopek entgleisen.

Dort steht Herbert Schade mit 14:06,6 Minuten an der Spitze der diesjährigen Weltbestenliste. Dem Tschechen dagegen fehlt für diese Distanz die Schnelligkeit. Die Entscheidung über die 5000 Meter, die vier Tage nach dem 10 000-Meter-Lauf ausgetragen wird, liegt weniger zwischen Emil Zatopek und Herbert Schade als zwischen Gaston Reiff, dem Olympiasieger von 1948, und dem Deutschen. Aber Her-



Dem Himmel näher
Vikar **Bob Richards**

bert Schade kann bis zu diesem Lauf genügend aus dem Rennen des Sonntags gelernt haben und taktisch auf der Höhe sein.

Neben dem 10 000-Meter-Erfolg sucht Zatopek, was dem wohl situierten Sportgeschäftsinhaber Paavo Nurmi 1932 der Fallstrick des Amateurparagrafen versagte: den olympischen Marathonsieg. In Los Angeles hatte Nurmi 1932 auch für die 42,195 km gemeldet. Aber der Finne mußte auf der Zuschauertribüne sitzen bleiben. Nach einem gar zu reichlich dotierten Start in Königsberg hatte man Nurmi die Amateureigenschaft aberkannt.

In Helsinki wurde nach Nurmis Ratschlägen die olympische Aschenbahn zu Helsinki entworfen. Nurmis Stimme entschied die Streckenführung des Olympia-Marathons. Nichts könnte Zatopeks Position als „größter Läufer aller Zeiten“ mehr stärken als ein Marathon-Sieg auf dem von seinem schon fast legendären Rivalen Paavo Nurmi festgelegten Kurs.

STABHOCHSPRUNG

Dieses erhebende Gefühl

Auch im Stadion von Helsinki wird einer der Sportler, die am dritten Tag der Olympischen Spiele zur Entscheidung im Stabhochsprung antreten werden, so wie er es gewohnt ist, ein inbrünstiges Gebet zu Gott schicken: erst nach einem Gebet läuft der gläubige Olympionike Bob Richards

zum Sprung an. Überzeugt, daß er im Vertrauen zu Gott die Stabhochsprung-Latte nicht unter dem Weltrekord von 4,77 Metern abwirft und daß er die Goldmedaille zu Ehren Gottes, der Vereinigten Staaten und für sich selbst gewinnt.

Kein Pfarrer ist dem Himmel jemals mit direktem Muskelantrieb näher gekommen als Reverend Bob Richards, gegenwärtig der beste Stabhochspringer Amerikas und der Welt. Bob Richards ist Prediger der „Church of Brethren“-Sekte, die Anfang des 18. Jahrhunderts von deutschen Baptisten in Pennsylvania gegründet wurde, liest als Dozent für Religionsphilosophie am Seminar von La Verne (Kalifornien) und veranstaltet „Revival-Meetings“ mit effektgeladener religiöser Erneuerungstendenz. Auch in seine sportlichen Rekordleistungen bezieht er seinen Herrn unmittelbar ein.

Als Pfarrer Richards Anfang 1951 nach zweijährigen, oft nur um Millimeterbreite gescheiterten Versuchen erstmals die 4,50-Meter-Marke bezwang, dankte er feierlich „dem Herrn für seine Hilfeleistung heute 'abend“.

Bob Richards glaubt aber nicht an direkte Interventionen der Vorsehung zu seinen Gunsten. Als er Anfang 1952 in den USA die begehrte Sullivan-Gedenktrophäe und den Titel „Amateursportler des Jahres“ gewann, präzierte er: „In meinen Augen ist Gott kein metaphysischer Dämon, der sich hinter der nächsten Wolkenbank verbirgt, um mir mit einem virtuosen Schubs über die Latte zu helfen ... Ich denke nur an das psychologische Fluidum, das jeder in der eigenen Seele finden kann und das uns Kraft zum Vollbringen wunderbarer Dinge verleiht.“

Bob Richards war nicht immer so fest in seinem Glauben. Er, der vor 26 Jahren in zerrütteten, ärmlichen Familienverhältnissen geboren wurde, gehörte in seinen Schuljahren einer verfeimten Rowdybande an, wollte Berufboxer werden und schien der Straferziehungsanstalt zuzusteuern.

Der rettende Einfluß kam in Gestalt einer Schülerliebe, die einen christlichen boyfriend haben wollte und Bob zum ersten Kirchenbesuch bewegte. Das Mädchen starb bald, doch der religiöse Funke wurde von Bobs neuem Mentor, Pastor Garber, weiter genährt.

Bobs sozialer Minderwertigkeitskomplex wurde jetzt zum mächtigen Motor konstruktiver Leistungen. Die aggressiven Boxkämpfe machten leichtathletischen Übungen Platz, und bald begann Bob, mittels einer zwischen einem Baum und einer Telegraphenstange aufgehängten Holzlatte, sich im Stabhochsprung zu trainieren. Er war physisch zu klein für diese anspruchsvolle Sportart, in der jeder Zentimeter Körperlänge zählt. Aber das komplizierte technische Ritual und das erhebende Gefühl des Himmelstürmens hatten es ihm angetan. Er machte sein physisches Handicap durch sein außerordentliches Sprintvermögen und seine akrobatische Koordinationsfähigkeit wett und entwickelte sich in zäher Arbeit zu einem erstklassigen Stabhochspringer, der Wettbewerb nach Wettbewerb gewann.

Auch in der intellektuellen Arena zeichnete Bob sich aus. Er erhielt ein Univer-

SPIELBANK BAD HOMBURG

15 Minuten von Frankfurt/Main

»Die Mutter von Monte Carlo«

ROULETTE

BACCARAT

Honi soit qui mal y pense Die reizendste
Angelegenheit
Käse
täglich ab 19 Uhr
Hamburgs

sitätsstipendium und verdiente einen Teil seines Lebensunterhaltes, indem er Pfarrer Garbers Kirche ausfegte und rein hielt. Als Hauptfach wählte er Philosophie, den „Stabhochsprung des Geistes“.

Als er gelegentlich eines Universitätskampfes beim Anwärmen für den Stabhochsprung die Speerwerfer bei ihren Trainingswürfen beobachtete, äußerte er: „Ich habe zwar noch nie einen Speer in der Hand gehalten, aber was diese Kerls können, das kann ich auch.“

Der Mannschaftstrainer schrieb ihn für die Speerkonkurrenz ein und Bob Richards gewann. Auf ähnlich spielerisch zufällige Weise entdeckte er seine Virtuosität im Zehnkampf: Während eines Zehnkampf-Turniers an dem kalifornischen Muir College wurde der zufällig anwesende springende Vikar zu einigen Schausprüngen mit der Bambusstange eingeladen. „Zum Spaß“ forderte ihn der Veranstalter auf, doch am Zehnkampf selbst teilzunehmen — und zum Spaß gewann Richards die Konkurrenz mit dem hervorragenden Total von 7413 Punkten.

Einige Monate später holte er sich die amerikanische Zehnkampfmeisterschaft mit 7834 Punkten — ein Total, das bisher nur von zwei Athleten, den Olympiasiegern Glenn Morris (1936) und Bob Mathias (1948), übertroffen worden ist. So ist ihm in Helsinki nicht nur die Goldmedaille im Stabhochsprung, sondern auch die silberne im Zehnkampf so gut wie sicher.

Auf dem grünen Rasen und auf der Predigerkanzel — Richards predigt wie die anderen Geistlichen seiner Baptistensekte im Straßenanzug — ist Richards eine ziemlich extravertierte Gestalt, die ihre Gemütsbewegungen nicht hinter der steinernen Gesichtsmaske des Pokerspielers versteckt.

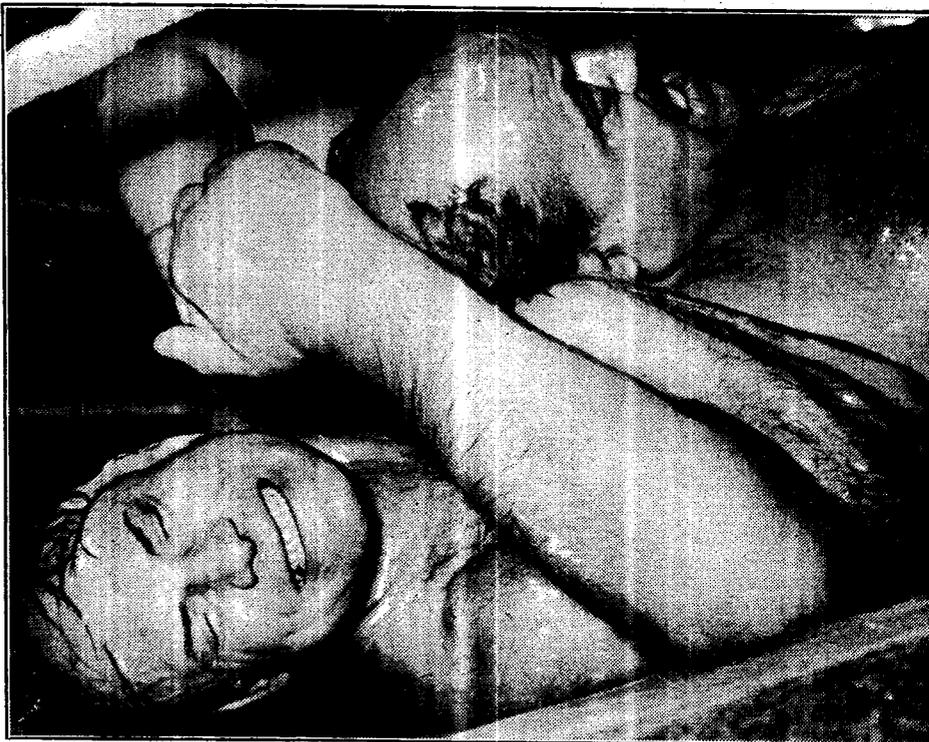
Seine heftigen Gefühlsbewegungen machen sich noch heute zuweilen koboldhaft in Fehlleistungen bemerkbar. Als Bob Richards beim 100-Meter-Lauf eines Zehnkampfwettbewerbs nervös den zweiten Fehlstart verursachte, rief ihm ein Zuschauer übermütig von der Tribüne zu: „He, Pfarrer, kennst du nicht das siebte Gebot — Du sollst nicht stehlen!“

Bob Richards' Ziel ist es, den seit 1942 stehenden Weltrekord (4,77 Meter) seines Vorbilds und Lehrers Warmerdam zu brechen. Warmerdam ist ihm bei diesem Bemühen ohne Konkurrenzneid behilflich und sucht ständig durch kleine Variationen Bobs Sprungtechnik zu verbessern. Dessen Hauptproblem ist es, einen möglichst hohen Griffpunkt an der Sprungstange zu finden, da die Sprunghöhe hauptsächlich von der Fähigkeit des Hochgreifens abhängt.

Bobs relativ kurze Körperstatur ist dabei ein ernsthaftes Handicap: wenn er die Stange zu hoch greift, kann er sie beim Ansatz nicht senkrecht in das Standloch stoßen, und der „Aufstieg“ mißlingt. Bob und sein Lehrmeister sind zufrieden, wenn ein Jahr harter Arbeit ihn seinem Ziel um fünf bis acht Zentimeter näher bringt. Nach Bobs Berechnungen müßte er spätestens 1953 den Weltrekord seines Vorgängers turnusgemäß schlagen.

Bob Richards arbeitet mit einer speziellen Stahlrohrstange, die in seinen Augen den üblichen Bambus-, Aluminium- oder Glasstangen überlegen ist. Diese überdimensionierte Stange verursacht ihm häufig Ungelegenheiten. Manche Fluglinien wollen ihn nicht befördern, und die meisten Taxichauffeure haben eine begriffliche Antipathie gegen die „unterernährte Telegraphenstange“.

„Was Amerika braucht“, meint der springende Vikar, „ist eine moralische Renaissance und eine auf Schirmgröße zusammenklappbare Stabsprungstange“.



Als Sport deklariert: Bestbezahlte Darsteller Hans Schwarz (u.) und Josef Vavra (o.)

SCHAUKÄMPFE

CATCHER

Zurück zum Rummel

Seit nach dem Kriege die Catcher-Turniere zusammen mit Fußball und Pferderennen zur ergiebigsten deutschen Sportindustrie wurden, kämpft der Amateur-Ringer Ernst Matschke, Berliner Vorsitzender der Amateur-Ringer, verbissen darum, daß „diese modernen Gladiatoren, die mit ihrem Theater den Ruf des Ringersports diffamieren, dorthin zurückkehren, wo sie hergekommen sind: zurück zum Rummel!“

Seine Gelegenheit, die Catcher auf die Matte zu legen und ihnen beweisen zu können, daß ihre Kämpfe auch nicht das geringste mit Sport zu tun haben, verdankt Ernst Matschke dem ehemals zweifachen brandenburgischen Schwergewichtmeister im Amateur-Ringen, Bruno Figur, der seit 15 Jahren renommierter Profi ist.

Vor Bruno hatte noch kein deutscher Berufsringer das ungeschriebene Gesetz des Dichthaltens über Geschäftsgeheimnisse verletzt. Jetzt packte Catcher Bruno als erster in der Geschichte des deutschen Berufsringkampfes aus und erklärte: Es gibt bei den Catchern keine ehrlichen Kämpfer.

Durch Vermittlung seines Freundes und Vorstandskollegen im konservativen Deutschen Ringerverband, Hans Ruch, war Figur als Charge für das Berliner Weltmeisterschafts-Turnier, laut Programm „das größte und bedeutendste, das je in einer deutschen Stadt veranstaltet wurde“, verpflichtet worden. Der Vertrag ging über 10 Tage bei einer Tagesgage von 30 DM.

Gültig wurde der Kontrakt am 27. Mai 1952. Zwei Tage später hatte Figur seinen ersten Kampf gegen den ochenstarken Turnierfavoriten Bert Assirati.

Was dann geschah, stellt Figur so dar: „Eine Stunde vor dem Kampf verlangte Ringrichter Erich Storbeck im Namen des Veranstalters Kowalski von mir, ich solle

in der zweiten Runde durch Spaltgriff verlieren. In der ersten Runde sollte ich mich um einen möglichst echt aussehenden, abwechslungsreichen Scheinkampf bemühen.

„Dann kam im Umkleideraum Assirati zu mir, um die Griffe einzustudieren und mir zu zeigen, wie ich zu fallen habe. Ich sagte: „Diese Faxen mache ich nicht mit!“

„Zur gleichen Zeit gab Turnierleiter Hans Schwarz den ausländischen Ringern Kampfanweisungen darüber, wer wann und auf welche Weise verlieren müsse.

„Als ich mich in der zweiten Runde entgegen der Order Assiratis Spaltgriff entwand, schlug mir dieser regelwidrig mit der Faust die Nasenscheidewand ein.“

Bei „acht“ stand Figur zwar wieder auf den Beinen, aber das Kampfgericht gab schon das Ergebnis bekannt: Sieger durch Niederschlag Assirati. Eine halbe Stunde später verkündete die Turnierleitung durch Lautsprecher: „Achtung, Achtung! Der Schwergewichtler Bruno Figur wurde aus dem Turnier genommen, da er für Weltmeisterschaftskämpfe nicht geeignet ist.“

Dieser eidesstattlich versicherte Erlebnisbericht des Catchers Bruno Figur ließ den Amateur-Ringer Erich Matschke vom Berliner Hauptsportamt fordern: „Es muß wieder verfügt werden, daß die Berufsringer wie bis 1945 nur noch die Bezeichnung ‚Schaukämpfer‘ führen dürfen und sich nur noch auf Rummelplätzen zeigen können.“ Konstatiert Erich Matschke hämisch: „Dort hatte auch Herr Kowalski seine Bude.“

Erich Kowalski, dem heute mächtigsten Catch-Veranstalter Deutschlands, der auch das Berliner Weltmeisterschafts-Turnier organisiert, ist der Rummel durchaus kein fremdes Milieu. Im Berliner Telefonbuch 1941 findet man neben seinem Namen als Berufsangabe „Schausteller“. Als das Geschäft besonders florierte, brachte er es sogar zu einer eigenen hypothekefreien Schaubude auf dem Neuköllner Rummel.

Erst die Aufhebung aller NS-Erlasse gab Kowalski nach dem Krieg die Möglichkeit, im Berliner Friedrichstadt-Palast